Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 10 — Oktober — 1936

Bauernadel des Kirchspiels Hagen aus dem Jahre 1486.

Ein Anreiz zur Sippenkunde.

Unser ältestes Einwohnerverzeichnis 450 Jahre alt.

Unter den mancherlei natürlichen Beziehungen und Verbindungen, die wir Menschen des 20. Jahrhunderts längst verloren und vergessen hatten und die uns die durch den Nationalsozialismus gegebene Selbstbesinnung auf unsere volkhaften und blutmäßigen Ursprünge und Zusammenhänge wiedergegeben hat, ist die Sippenkunde wohl die bedeutsamste. Die Geschichte der eigenen Herkunft und der Entwicklung der Familie war früher zwar nicht unbekannt; aber sie war nicht volkstümlich. Sie galt als der „Sport" müßiger, irgendwie abkunftsstolzer Leute, und vor allem sah man sie als eine kostspielige Liebhaberei an, die eben deshalb nicht jedermanns Sache sein konnte.

Das ist von Grund auf anders geworden. Durch den Zwang des Ahnennachweises als Beweis der völkischen Blutreinheit ist fast mit einem Schlage für die meisten Volksgenossen die Notwendigkeit erwachsen, den Quellen ihres Blutes und damit der eigenen Sippe nachzugehen. Bei vielen ist dadurch das Interesse und die Freude an diesen Fragen und Zusammenhängen wach und tätig geworden. Schon jetzt darf man sagen, daß die Sippenforschung volkstümlich geworden ist. Zwar sind die Schwierigkeiten, die sich dem einzelnen dabei entgegenstellen, noch groß und zahlreich, vor allem deshalb, weil der historisch Ungeschulte sich in den eigenartigen Erscheinungen und Entwicklungen der Geschichte nicht auskennt, ferner weil unsere ältere Geschichtsschreibung alles Sippenkundliche nur nebensächlich behandelte und endlich weil die Quellen der Familienforschung, soweit sie uns erhalten blieben und veröffentlicht wurden, nicht in den der Allgemeinheit dienenden und ihr zugänglichen Blättern, den Tageszeitungen abgedruckt wurden.

Gerade für uns Märker sind diese Hindernisse aus zwei Gründen besonders schwerwiegend. Erstens gibt es kaum ein Gebiet in Deutschland, das so günstige Voraussetzungen für die Sippenforschung aufweisen kann wie die Mark. Denn während fast überall sonst in deutschen Landen die Besiedlung in geschlossenen Gemeinschaften, Dörfern wie Städten, erfolgte und dadurch allen Gefahren durch Kriege, Brände, Massensterben usw. im Laufe der Jahrhunderte ausgesetzt war, saß der Märker von jeher allein, nur in Bauerschaften und Kirchspiele zusammengefaßt, einsam auf seinem Hofe. Schon die eigenartige Zerklüftung des Landes durch Gebirge und Wasserläufe zwang zu solcher Einzelsiedlung. Selbst unsere jetzigen märkischen Großgemeinden und auch die kleineren Städte, an denen unser Land auffallend reich ist, haben sich erst sehr spät, nach dem Aufblühen der Gewerbe und Industrien entwickelt. Die Einzelsiedlung aber schütze sowohl in Kriegszeiten wie bei Bränden oder Seuchen. Außerdem aber erhielt sie der Mark eine starke Bodenständigkeit ihrer Bevölkerung. So kam es, daß wir gerade in unserem Lande eine auffallend große Zahl von Sippen besitzen, die ihre Herkunft bis in die älteste Zeit, aus der wir überhaupt geschichtliche Quellen und Nachweise haben, zurückführen können, daß ferner nur wenige Ortschaften durch die zahllosen Kriege, die auch die Mark heimgesucht haben, zerstört worden sind und später „wüst" blieben, also nicht wieder aufgebaut wurden.

Dann aber hat ein glückliches Geschick es gefügt, daß uns aus früher Zeit her Urkunden erhalten blieben, die uns heute mit einer erstaunlichen Sorgfalt und Genauigkeit berichten, wie es trotz der Einzelsiedlung im märkischen Lande in den Bauernschaften aussah, welche Höfe bestanden und welche Besitzer darauf ansaßen. Wohl die älteste und für unsere heutige Sippenforschung wertvollste Urkunde dieser Art fand sich im Staatsarchiv zu Münster. Sie stammt aus dem Jahre 1486, ist also jetzt genau 450 Jahre alt und trägt den Titel „Schatboich in Mark Ao 1486". Man hat diese Bezeichnung als Schatzbuch gelesen. Das ist unrichtig und irreführend. Wir erkennen die richtige Bedeutung aus der Geschichte der Handschrift. Als die Grafschaft Mark im Jahre 1461 an das Herzogtum Kleve kam, war es noch so, daß die Städte und die Ritterschaft die Steuern des Landes aufzubringen hatten. Nachdem aber

worden. In meiner Jugend ging der Vater zum Boartschraper. Hochdeutsch ist er bei uns der Schaumschläger und der Verschönerungsrat. — Der noch seltene Böttcher mußte sich als Rümdriewer schelten lassen, was ja seine Arbeit am Faß mit sich brachte. Daher kommt auch das niederdeutsche Wort: „Hä löpt as en Fattbinner." — Der Buchbinder, weil er Bibeln einband, anderswo Testamentenquetscher genannt, heißt in Westfalen Klisterpott, der Buchdrucker allgemein der Schwarzkünstler, man hat plattdeutsch keine Stellungnahme zu diesem Berufe. — Den Metzger kennt man nur als Katzow, das aus der Gaunersprache, aus dem Hebräischen kommt. „Katzowenblut ist keine Buttermilch", ruft man dem Metzger zu. Im Münsterlande hört ich den Greuelnamen Kattenfiller für Metzger, die Kleintiere schlachten, also einer, der den Katzen das Fell abzieht. Die Attendorner wurden auch so genannt, weil viele Gerber dort wohnten. Dr. Heinrich Klenz, Schelten-Wörterbuch 1910. Im Mittelalter hießen die Metzger Knochenhauer und vielfach auch schon bei uns Schlächter. — Wir nannten den Gärtner, der draußen vor dem Orte seine Gärtnerei hatte, Rabattentreter, er heißt aber auch im Sauerlande Quickenschüetter, der die Quicken auszieht und die Erde abschuttert. — In neuerer Zeit bekam der Klempner den hochdeutschen Uebernamen: Bedrat, man kennt auch einen Fußbekleidungsrat, Schumacher, einen Wagenrat, für Wagenbauer, und lustiger Weise wird so der „Herr Rat" aus dem Amtszimmer verdrängt. — Der Konditor des Dorfes hieß der Seithe, der Bonbonfritze aus Berlin hatte sich auch schon eingebürgert, ist aber schon wieder verschwunden. — Maler und Anstreicher heißen auch heute noch in der Mark Wittelquast, Pinselquäler ist auch nicht schlecht, nur ist das Wort nicht im Volke entstanden. — Den „Mierken" kennt jeder Westfale, wenn er nicht Dreckschwalbe für Maurer vorziehen sollte. — Vom Müller kenn ich nur den Mehlsack als westfälischen Ulänamen. Er wurde früher viel verspottet, weil er als Dieb verschrien war. Man sagte vor 100 Jahren noch: „In der Mühle ist es gut, daß die Säcke nicht reden können." — Trifft man nicht den Nagel auf den Kopf, wenn man den Nagelschmied Pinnenschiter nennt? Seine Kollegen vom Amboß hießen Pinkepank, woraus ja Familiennamen wurden, der Groafschmied und Klöttkendreiher kommen auch vor. — Keiner hat sich so verspotten lassen müssen als der Schneider. Echt westfälisch sind der Schnider Wippopp und Schniderbuch. Sonst kenn ich keine Uebernamen, die im Volkstum verwurzelt sind. Meister Zwirn, Hofenrat, Stichling und Schneiderseele sind aus der Literatur ins Volk gekommen. Der Schneider war verachtet, weil er als Dieb galt. Nett ist das Berliner Wort:

„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und schneide nur zwei Finger breit
Von jeder Elle ab."

Er galt auch als feige. Wir kennen alle das Gericht aus Möhren, Kartoffeln und weißen Bohnen, das „Schniders Courage" heißt. Der Hering ist der „Schneiderkarpfen". „Tien Schnider wiegen 100 Hund", „Dä Schnider hät man einen Darm", und

so weiter wird der ehrsame Beruf verulkt. — Der Schuhmacher steht doch höher in der Bewertung. Selten sagt man noch Flickschauster. Das Wort Schuster ist verpönt. Es heißt heute: Zahnschuster, Blechschuster usw., um anderen Berufen einen Schabernack zu spielen. Der Schuhmacher ist an der Lippe der Pläkfister. Fister (Pfister) kommt von pistor und bezeichnet den Bäcker, also Pechbäcker nennt man den Schuhmacher, auch Pinner und hochdeutsch Knieriem. Putzig ist das Literarische: Knierieminalrat. — In Norddeutschland heißt der Stellmacher Felgenböger, bei uns Krummholt, doch bezeichnet man auch so den Metzger, weil er ja am Krummholz, der Briche, das geschlachtete Kalb aufhängt. — Vom Schreiner kenn ich das Hochdeutsche: Holzwurm: gehört habe ich schon: Hobelhengst. So schimpfen die Kunden sich aus. Das Wort „Hengst" wurde oft zur Charakterisierung gebraucht, man sagte früher: Parteihengst, Bibelhengst, Heringshengst und Pillenhengst. Der Kollege des Schreiners, der Zimmermann, ist der Dakhase. Er mißt schon mal großzügig nach seiner Arbeit, man spricht bei uns dann vom „Timmermannshoarn", und er hat „über die Schnur gehauen" sagt man hochdeutsch.

Der Händler mit der Kiepe war der Kiepenkäel, auch der Kumpelskäel oder allgemein der Upkoper und der Linnenkrämer, der Kaufmann, der Piäpersack und der Pennigskröser, der Tütendreher und der Heringsbändiger, sein Gehilfe ist der Ladenschwengel oder Stift. Das Volk glaubte, der Kaufmann wäre unehrlich. Ein uraltes Wort hieß: „An der Krämer Schweren (Schwören) soll sich niemand kehren." Doch das Wort ist nicht in Westfalen entstanden. — Vom Wirt kenn ich keinen westfälischen Ulknamen. Er hieß 1600 der Bierpantscher, in Berlin heißt er Budicker, ein Wort, das sich auch bei uns einbürgerte, und die Studenten nannten ihn Wiedertäufer. Sein Hausbursche ist der Jehann, der Henrich, der Kellner, der Herr Ober, in der Sprache der Kaufleute, der Portionshandlanger oder auch bei uns der Serviettenschwenker.

Der Beamte spielte bei den Bauern keine große Rolle, er war der Hungerleider, der papierne Dageloiner und der Aktenhengst; der Polizist ist der Putz, der Gendarm der Gausedarm, wie wir als Kinder sagten, der Nachtwächter war der Nachtop oder Tut-Tut, der Postbeamte der Postschwede, der Schreiber der Federfuchster und Tintenkrietter.

Ganz so war der alte Westfale gegen die geistigen Berufe eingestellt. Vom Apotheker sagte man, daß er 99 Prozent verdiene. Er hieß darum der Niegenniengenziger, wurde aber Pillendrechsler oder -dreiger genannt. Der Arzt ist immer der Doktor und der Knoakenschuster. Quacksalber hieß er auch schon mal. Im großen und ganzen ist der Westfale gegen die „vornehmen" Berufe höflicher als der Berliner, bei dem ja keiner vor seiner „Klappe" sicher ist. Ich weiß nur, daß man schon mal „Poape" oder „Papa" vom Geistlichen sagte. Sonst kannte man Ausdrücke wie Bibelhusar, Bibelhengst usw bei uns nicht. Von seinen Kindern aber sagt der Volksmund: „Pfarrerkinder und Müllerkuh gedeihen selten oder nie." Vom Gelehrten heißt's auch bei uns: „Je gelehrter, je

Die Peterskirche auf der Hohenlybung und ihr Kirchhof.

Eine der sehenswürdigsten Stätten unserer Heimat nicht nur, sondern innerhalb des gesamten deutschen Vaterlandes ist die Hohenlybung. Denkwürdig ist sie schon durch den an ihren Hängen angelegten Hengstweg und durch den Kultplatz auf der Höhe, durch den das gewaltige Tor erzählt, durch Wapit Leo von Blom Kloft hierher gekommen sei und mit großem Pomp das heimliche Heiligtum in einem Christentempel umgewandelt habe. Viel eben dieser Gelegenheit soll Wittekind in einem Felsen Aufnahme gefunden haben, von wo aus er am Pfaffenstein vorbei durch das Hengstbachtal ritt, um sich in Enger mit Karl dem Großen zu treffen. Die Hengstbachquelle soll ihre Heilkraft dem Umstande verdanken, daß Wittekind sich nach dem Bade in ihr gestärkt habe. Die Sage erzählt, daß Wapit Leo von Blom Kloft hierher gekommen sei und mit großem Pomp das heimliche Heiligtum in einem Christentempel umgewandelt habe. Viel eben dieser Gelegenheit soll Wittekind, nachdem er am Pfaffenstein gelagert, sich entfernt und durch die Furt bei Hengstbachtal, die heute noch Wittekindsfurt heißt, ins Tal der Else geritten sein. Hier soll er sich mit seinen Getreuen gelagert haben, bis Karl der Große mit seinem Heere nachkam. Dieser soll dann auf dem Hengstwege die Höhe erstiegen haben, um sich mit Wittekind zu treffen. Hier soll dann Karl der Große Gericht gehalten haben, und hier soll auch der Sachsenherzog Widukind getauft worden sein. Die Sage berichtet, daß Karl der Große auf dem Hengstwege mit seinem Heere gelagert habe, und daß sich die Pferde an dem Wasser getränkt hätten, das aus dem Felsen am Hengstwege hervorquillt. Dieses Wasser soll heilkräftig sein und Wunden schnell heilen. Auch soll Karl der Große auf dem Hengstwege mit seinem Heere gelagert haben, bis sich Wittekind mit seinen Getreuen in Enger mit ihm getroffen hatte. Auch soll Karl der Große auf dem Hengstwege mit seinem Heere gelagert haben, bis sich Wittekind mit seinen Getreuen in Enger mit ihm getroffen hatte. Auch soll Karl der Große auf dem Hengstwege mit seinem Heere gelagert haben, bis sich Wittekind mit seinen Getreuen in Enger mit ihm getroffen hatte.

So hat sich hier oben an dieser so denkwürdigen Stätte Geschichte und Sage miteinander vermengt. Tatsache ist es, daß hier Stätte die bischöfliche Residenz Hohenlybung gestanden hat. Die Sage sagt, daß der Sage nach mehr Ertrinkliche dortsin verlegt, als sie geschichtlich bedeutet sind. Die Sage erzählt, daß Wapit Leo von Blom Kloft hierher gekommen sei und mit großem Pomp das heimliche Heiligtum in einem Christentempel umgewandelt habe. Viel eben dieser Gelegenheit soll Wittekind, nachdem er am Pfaffenstein gelagert, sich entfernt und durch die Furt bei Hengstbachtal, die heute noch Wittekindsfurt heißt, ins Tal der Else geritten sein. Hier soll er sich mit seinen Getreuen in Enger mit ihm getroffen haben. Auch soll Karl der Große auf dem Hengstwege mit seinem Heere gelagert haben, bis sich Wittekind mit seinen Getreuen in Enger mit ihm getroffen hatte